

Evangelisation HOW

Kongress Evangelisation. Why? How? What?

Werk für Evangelisation und Gemeindeaufbau

Schloss Puchberg, 28.–30. April 2023 | Michael Herbst

Puchberg, den 29. April 2023

I. Einstieg: Der Sellerietest

Es ist so eine Sache mit den guten Vorsätzen. Ist – Stand 29.4.23 – noch etwas übrig von Ihren Neujahrsvorsätzen? Gesunde Ernährung. Bewegung. Mehr Schlaf, weniger Fernsehen. Mehr Sport, weniger Schokolade. In den ersten Januarwochen ist unser Fitness-Studio immer sehr gut gefüllt!!

Wo wird man sehen, ob die guten Vorsätze ernst gemeint sind? Na klar, an der Supermarktkasse!! Da kann man sehen, was uns wirklich wichtig ist: Liegen dort Äpfel, Knäckebrot, etwas Fisch, Salat und Sellerie? Oder doch eher Chips, Schokolade, Kartoffelsalat und Bratwürstchen? Nun, ehe Sie denken, dass ich mich im Vortragsthema geirrt habe: Genau das nennt Simon Sinek den ›Sellerietest‹.¹ Das, was wir auf das Band an der Kasse vom Supermarkt legen, das verrät, was uns *wirklich* wichtig ist, was wir glauben, was also unser ›Warum‹ ist.

Und damit sind wir schon bei unserem Thema: Gestern haben wir ja Simon Sinek kennengelernt und den ›golden circle‹.² Sinek hat unsere Aufmerksamkeit ganz auf das ›Why‹ gelenkt. Wer ein starkes ›Warum‹ hat, so sagte er, der ist motiviert und der inspiriert auch andere, sich von der Begeisterung anstecken zu lassen und ihr Bestes zu geben. Wir haben dann nach dem ›Warum‹ der Evangelisation gefragt und nach etlichen Schleifen die überraschend einfache Antwort gefunden: Das Evangelium ist das ›Warum‹ der Evangelisation.

Nun fragen wir nach dem ›Wie‹? Und dabei ist es zuerst wichtig zu erkennen: Die starke Betonung des ›Warum‹ wertet das ›Wie‹ nicht ab. Sinek beschreibt ja den Weg von der Mitte nach außen: vom ›Warum‹ über das ›Wie‹ zum ›Was‹. Entscheidend ist für Sinek, dass das ›Warum‹ mit dem ›Wie‹ und dem ›Was‹ in Balance bleibt:

»A **WHY** is just a belief. **HOWs** are the actions we take to realize that belief. **WHATs** are the results of those actions. When all three are in *balance*, trust is built and value is perceived.«³

»Ein ›Warum‹ ist erst einmal nur ein Glaube. Das ›Wie‹ beschreibt die Handlungen, die diesen Glauben in die Tat umsetzen. Das ›Was‹ beschreibt die Ergebnisse (oder Wirkungen) dieser Handlungen. Wenn alle drei gut ausbalanciert sind, entsteht Vertrauen und ein Mehrwert ist zu erkennen.«

¹ Vgl. Simon Sinek (2009), 171–179.

² Vgl. *Ibid.*

³ *Ibid.*, 86.

Und:

»Simply ensuring that WHAT you do proves what you believe makes it easy for those who believe what you believe to find you. You have successfully communicated your WHY based on WHAT you do.«⁴

»Wenn wir sicherstellen, dass das, WAS wir tun, ausdrückt, woran wir glauben, dann erleichtern wir es denen, die dasselbe glauben, wie wir, uns zu finden. Wir haben unser WARUM durch das, WAS wir tun, erfolgreich kommuniziert.«

Und da kommt der Sellerie-Test ins Spiel. Was wir tun, verrät eben, was wir tatsächlich glauben und was unser wirkliches ›Warum‹ ist. Am Wie wird man erkennen, wie ernst wir es mit dem ›Warum‹ tatsächlich meinen.

Wenn wir sagen, wir wollen uns gesund ernähren und mehr Sport treiben, uns aber tatsächlich abends mit Chips, Schokolade und Keksen drei Folgen vom Bergdoktor auf dem Sofa reinziehen, dann verrät das Sofa mehr über unser ›Warum‹ als unsere wohlgesetzten Worte.

Wenn wir sagen, unser ›Warum‹ sei das Evangelium, und wenn wir weiter sagen, deshalb sei uns Evangelisation so wichtig, dann muss man das an unserem Tun ablesen können. Dann muss Evangelisation auch ein zentrales Thema unserer Sitzungen sein und man würde an unserem Jahresplan sehen, wie wichtig uns Evangelisation ist.

Dann wird ›Evangelisation‹ auch zu einem Filter für unsere Entscheidungen. Unser ja und nein entscheidet sich dann auch an der Frage, ob wir damit evangeliumsgemäß evangelisieren.

Jetzt wäre es schon spannend innezuhalten und einen Moment nachzudenken, ob das in unseren Gemeinden so ist, oder ob doch am Ende des Tages die großen Drei der kirchlichen Tagesordnungen den Sieg davon tragen: Finanzen, Personal, Gebäude. Nicht dass Finanzen, Personal und Gebäude unwichtig wären. Wir haben da ja in der Regel komplizierte und weitreichende Entscheidungen zu treffen. Viel Verantwortung! Aber gilt das nicht auch für die Evangelisation? Müsste man nicht sogar sagen: Ein wesentlicher Grund, warum wir Finanzen, Personal und Gebäude brauchen, ist ja gerade Evangelisation. Darum sollte aber Evangelisation mitreden, wenn wir über Finanzen, Personal und Gebäude entscheiden. Das wäre sozusagen der Sellerie-Test für unsere Sitzungen.

Aber das ist erst der Anfang! Darum müssen wir uns jetzt mit dem ›How‹, also dem ›Wie‹ der Evangelisation beschäftigen. Und damit wir alle auf dem selben Pfad unterwegs sind: Das ›Wie‹ fragt nach der Art und Weise, der Kultur, aber auch den Formen der Evangelisation: »the actions we take to realize that belief«.

II. Das ›Wie‹ der Evangelisation: Innere Werte

Wir kommen jetzt zur inneren Seite dessen, was wir evangelistisch tun. Jetzt geht es noch nicht um bestimmte Events, unser persönliches Zeugnis oder gästeorientierte Gottesdienste. Jetzt geht es um etwas, das man nicht sofort sieht, aber irgendwann um so mehr spürt. Jetzt geht es um den ›Geist‹ unserer Evangelisation, um den Spirit, die Kultur oder auch die inneren Werte.

Manchmal, wenn man ein Haus betritt, die Atmosphäre in sich aufnimmt, begrüßt wird, die ersten Minuten zu Gast ist, dann spürt man es: welcher Geist hier regiert. Man spürt es eher, als dass man es in Worte fassen könnte. Und es kann sein, dass uns dieses Gespür anregt,

⁴ Ibid., 175.

uns weit zu öffnen oder aber uns doch besser zu verschließen, zu vertrauen und neugierig zu sein oder misstrauisch und vorsichtig.

Alles, was wir evangelistisch tun, hat auch diese Seite, die man intuitiv spürt unabhängig davon, ob es sich um ein persönliches Gespräch, einen Kreis in der Gemeinde, einen Gottesdienst oder eine Großveranstaltung handelt. Ich nenne das ›die Kultur unserer Evangelisation‹ oder auch unsere ›inneren Werte‹. Und ich möchte versuchen, in zwei Anläufen ein paar innere Werte zu nennen, die dem ›Warum‹ der Evangelisation, die dem Evangelium von Jesus Christus gemäß sein könnten: Dabei geht es zuerst um unsere Haltung und dann um unseren Stil.

1. Das ›Wie‹: Unsere Haltung

Wir könnten hier erneut – mit guten Gründen – zuerst über die Freude sprechen. Gott hat nicht nur fröhliche Geber lieb; das gilt wohl auch für fröhliche Evangelisten. Wenn also die österliche Freude uns bestimmt, was bedeutet das für unsere Haltungen im Blick auf Evangelisation? Nun, ich schlage Ihnen einen zweiten Begriff vor, der vielleicht etwas überrascht: Demut. Demut scheint nicht unbedingt zur österlichen Freude zu passen. Auf den ersten Blick. Auf den zweiten Blick schon.

Ich denke an Petrus, das Großmaul unter den Aposteln.⁵ Er hat sein Waterloo erlebt, indem er Jesus verraten hat. Für ihn scheint es kein gutes Ende mehr zu geben. Trotz Ostern. Nun aber begegnet er dem Herrn. Und im österlichen Licht fragt Jesus den Petrus 3x: »Hast du mich lieb?« Und Petrus antwortet ganz anders als früher. Wo er sich früher stark fühlte und mit fester Stimme geantwortet hätte, da wird er jetzt ganz still und leise. Und seine Antwort kann nicht mehr mit ›ich‹ anfangen. »Du weißt«, sagt er! »Du weißt, dass ich Dich lieb habe.« Vielleicht gewisser, als ich es noch wissen kann, seit jener Nacht im Hof am Feuer. »Ja, Herr, Du weißt, dass ich Dich lieb habe.« Und Jesus, der ihn 3x fragt, so wie Petrus ihn 3x verriet, belässt es dabei und gibt dem Petrus einen neuen Auftrag: »Weide meine Schafe!«

Wenn wir aus der Freude des Evangeliums leben, dann wissen wir um beide Seiten der Gnade: Wir sind zutiefst erkannt, durchschaut, offenbar geworden, auch mit unserer Schuld und Selbstbezüglichkeit, unserem Unglauben und unserer Lieblosigkeit. Und wir sind zugleich unendlich geliebt, wir waren Gott das größte Opfer wert und wir sind nun für Zeit und Ewigkeit angenommen. Das macht zugleich froh und demütig, bescheiden und stark. Und das genau ist die Haltung, die wir brauchen, um glaubwürdig und mit Resonanz zu evangelisieren. Das ist eine Haltung, die Menschen uns abspüren: Gewissheit und Bescheidenheit, Demut und Vollmacht.

Und diese Demut kann man nun auch für die Evangelisation durchbuchstabieren:

(1) Demut bedeutet, dass wir mit unserem Zeugnis immer von uns wegweisen und auf den Weg weisen, der zur Wahrheit führt, also Wegweisung in einem doppelten Sinn zu unserer Sache machen: von uns weg, auf ihn hin. Wir sind nicht das Evangelium. Es ist ein glatter Unsinn zu sagen, wir müssten erst selbst eine gute Nachricht sein, bevor wir sie anderen sagen dürfen. Natürlich geht es darum, glaubwürdig und integer zu sein. Aber das ist nicht die gute Nachricht. Wer demütig evangelisiert, verweist auf *sich* nur als Beispiel, was die Gnade kann, und dann ganz schnell *von sich weg* auf Jesus Christus. Er wird auch immer wissen, dass das Evangelium, auf das er verweist, größer ist als das, was er schon vom Evangelium verstanden hat. Es genügt, was er verstanden hat, aber unsere

⁵ Vgl. Joh 21,15–17 (Luther 2017).

Demut wird man immer daran erkennen, dass sie sich nicht aufplustert, sondern bei aller Gewissheit, dass niemand anderes als Jesus der Herr und Retter ist, auch eingesteht, dass unser Erkennen Stückwerk ist.

- (2) Demut bedeutet, dass unser Zeugnis immer die Gestalt der Bitte hat. Bitte ist etwas sehr Eindringliches, aber auch vollständig Wehrloses. Wer bittet, macht sich verletzlich. Wer bittet, respektiert den anderen, ob er ja oder nein sagt. Wer bittet, ringt nicht Gegner nieder. Wer bittet, manipuliert nicht. Wer bittet, macht nicht Druck. Wer bittet, droht nicht, auch nicht mit der Hölle oder möglicherweise baldigem Ableben. Wer bittet, macht keine falschen Versprechungen, auch nicht von gesundem und erfolgreichem Leben. Wer bittet, sucht nichts als das Vertrauen des anderen. Er bittet, der andere möge sich auf einen neuen Weg einlassen. Er hofft auf ein Ja, aber er kann es nicht erzwingen. Und er will es auch nicht erzwingen.
- (3) Demut bedeutet aber noch in einer anderen Hinsicht einen Verzicht auf Macht. Demut weiß, dass Glaube, Umkehr, Hinkehr zu Christus immer ein Geschenk ist. Der Heilige Geist öffnet die Türen – und dann entsprechen Menschen der Bitte und öffnen sich für Christus. Wir sind bei diesem Geschehen nicht Unbeteiligte. Wir dürfen Sprachrohr sein. Bildlich gesprochen der Esel, der den Herrn zu den Menschen trägt. Aber dann schauen wir zu, warten und hoffen, und wenn es gut geht, staunen wir, wie sich das Herz eines Menschen öffnet.

Man wird es uns abspüren, wenn wir Gleichmaßen Freude und Gewissheit, aber auch Demut und Bescheidenheit ausstrahlen. Und in die Demut ist wieder Gnade eingewickelt: Mehr als das müssen wir nicht sein. Nicht klüger, nicht überzeugender, nicht moralisch intakter, nicht frömmer, nicht vollkommener, im Leben nicht schon reifer, gesünder und kompetenter. Nur wir, Menschen wie Petrus, mal vorlaut, mal verzagt, Menschen, die schon in ihren Abgrund schauten. Menschen, bei denen vieles noch Baustelle ist. Aber auch Menschen, die vom Vater adoptiert sind, die der Sohn sich nie wieder aus der Hand reißen lässt, in denen der Geist Wohnung genommen hat, und die darum auch sich selbst immer wieder von sich selbst weg auf den Weg mit Jesus weisen. Es genügt. Hast du mich lieb? Du weißt es, Herr! Dann los, ich kann etwas mit Dir anfangen.

2. Das ›Wie‹: Unser Stil

Zuerst ging es um uns, unser Inneres und unser Auftreten, die Atmosphäre, die wir selbst verbreiten. Nun geht es um die Kultur unserer Evangelisation, egal in welchem Format, es geht sozusagen um grundlegende Tugenden guter Evangelisation:

Ich möchte den Stil unserer Evangelisation mit vier Merkmalen vorstellen. Und wie ich die *Haltung* vor allem als Demut gekennzeichnet habe, so möchte ich den *Stil* als höfliche Gastfreundschaft beschreiben. Denken Sie einen Moment nach: Wann fühlen Sie sich als Gast wohl? Wie verhält sich ein aufmerksamer Gastgeber, der sich auf seine Gäste gefreut hat, der ihnen einen schönen, wertvollen Abend schenken möchte. Wie sieht das aus? Was tun wir, damit die Gäste auf dem Heimweg sagen: »Das war nicht nur schön, es war anregend; ich komme gerne wieder!«?

1. Vom Gast her denken: Eines der spannendsten Experimente, an denen ich je teilnehmen durfte, war GreifBar, unser Gemeindeprojekt in Greifswald. 20 Jahre lang war unser Motto: Wir möchten Fragen unserer Zeit und unseres Lebens mit dem christlichen Glauben ins Gespräch bringen. Und dann haben wir evangelisiert, u.a. mit Abendveranstaltungen in der Stadthalle: moderne Musik, künstlerische Elemente, ein gutes Essen und eine An-

sprache über das Thema des Abends. So wollten wir Kirche sein für Menschen, die in keine Kirche gehen. Und es gab ein hartes Kriterium für alles, was wir taten oder auch ließen: Wird das unseren – z.B. konfessionslosen – Gästen helfen, sich wohlfühlen, einen Zugang zu unserer Sicht auf das Thema zu finden und mindestens eine Ahnung von der Kraft des Evangeliums zu bekommen? Wird es ihnen einen ersten kleinen Schritt leichter machen? Oder wird ihnen dieses oder jenes vollständig unverständlich, ärgerlich, bizarr, weltfern, unzugänglich erscheinen? Mag sein, dass ihnen auch bei bestem Bemühen Jesus ärgerlich und unverständlich erscheinen. Das können wir kaum ändern. Aber unsere Musik, unsere Sprache, unsere Kleidung, unser Ambiente, unser Essen, unser Umgang mit ihnen – das alles soll so zugänglich, verständlich und hoffentlich auch relevant wie möglich sein. Und daran haben wir gearbeitet. Hart. Unnachgiebig. Abgestandener Kaffee, trockene Kekse, kitschige Plakate und staubige Gummibäume? Raus damit! Frommes Vokabular? Vorsicht! Lieder, die sehr gefühlig worshippen? Erst recht Vorsicht! Kühle Atmosphäre? Auf keinen Fall! Überfallartige Herzlichkeit? Lieber nicht! »Prediger, du setzt viel zu viel Wissen voraus! Da musst du noch mal ran!« »Predigerin, ernsthaft, du meinst, die Leute wissen, was Psalm 23 ist? Keine Chance!« Wir haben oft keinen Schimmer, was die Leute alles *nicht* wissen! Vom Gast her denken: Welche Bilder, Vergleiche, Themen machen es ihm leichter? Welche Fragen beschäftigen ihn, und gibt es eine christliche Sicht auf diese Fragen? »O nein, du sollst nicht mit dem Leben anfangen und dann elegant abbiegen zum Herrn Jesus! Du sollst schon zeigen, was der Herr Jesus denn mit dem Leben zu tun hat! Das aber sollst du tun: Es ist nichts gewonnen, wenn wir uns als Experten des Lebens erweisen, aber auch nichts anderes zu sagen haben als alle anderen!« Vom Gast her denken.

2. Das bedeutet nun etwas abstrakter: Unsere Kommunikation wird anfänglich sein. Je länger desto weniger dürfen wir an Kenntnissen voraussetzen. Erkaufen Sie mir hier einen Satz mehr: Wenn man heute Evangelisten von früher hört, dann ist es wie ein Ausflug in eine untergegangene Welt. Früher konnten Wilhelm Busch, Billy Graham, Klaus Eickhoff davon ausgehen, dass sie in einer irgendwie immer noch christlichen Welt sprachen. Die Leute wussten etwas vom Christentum, sie hatten nur noch kein Herzensverhältnis zu Gott. Und Kirche fanden die meisten irgendwie gut, auch wenn sie nicht hingingen. Das alles hat sich radikal geändert. Immer mehr Leute wissen immer weniger vom christlichen Glauben. Und viele trauen uns auch nicht mehr recht über den Weg. Unsere Kommunikation muss anfänglich sein. Und egal, was Sie sich jetzt darunter vorstellen: Legen Sie lieber noch eine Schippe drauf: Sie muss noch anfänglicher sein! Unser Blick auf unsere Räume und Abläufe wird kritisch sein: Wer wird sich denn hier wohl fühlen? Unsere Sprache wird höflich sein. Evangelistische Höflichkeit hat auch damit zu tun, die Skepsis und die kritischen Anfragen unserer Gäste offensiv aufzunehmen und respektvoll zu besprechen. »Ja, auch uns ist vieles unklar, aber Jesus ist nicht unklar.« Und »ja, auch wir kennen den bohrenden Zweifel, er ist ja ein steter Begleiter des Glaubens. Lass uns darüber reden!«
3. Ich glaube, dass eines zunehmend wichtig wird: Unsere Kommunikation muss ein Dienst am ganzen Menschen sein. Wir sehen an vielen neuen Gemeindeprojekten, denen es gelingt, wirklich die Hürde zu Menschen, die nicht glauben, zu überwinden, einen dienenden Ansatz haben, also in irgendeiner Weise in ihrer Lebenswelt als eine hilfreiche, Nöte bekämpfende, Hilfe bietende, Leben erleichternde, heilsame Kraft erscheinen. Das sind die, die sich kümmern! Lasst uns mal hören, was sie zu sagen haben! Wer zu uns findet oder wen wir aufsuchen, der soll spüren: Uns liegt an ihn. Wir wollen nicht schnell un-

ser Glaubenspaket abliefern. Uns kümmert, was ihr Kummer macht. Wir packen mit an, wo ein Spielplatz marode ist, eine Flüchtlingsfamilie passenden Wohnraum sucht, Kinder immerzu sich selbst überlassen sind, Trauer das Leben verdunkelt, Einsamkeit quält, Sucht versklavt oder Schulden niederdrücken. Nicht alles und für jeden, aber da, wo wir Mittel und Wege haben - oder suchen und finden! Und wir lassen es nicht auseinanderbrechen: diese Hilfe und jene Hilfe, die Tat und das Wort. Und manchmal – in beiden Richtungen – öffnet das eine die Tür zum anderen. Von der Tat zum Wort. Vom Wort zur Tat. Manchmal ist beides nah beieinander: das Gebet und die Handreichung, das Mitgehen zum Friedhof und das Trostwort. Der Einkauf für einen Kranken und die Zusage für ihn zu beten. Der Besuch bei der Einsamen und die Einladung in die Gemeinde. Ganzheitlich sei unsere Kommunikation.

4. Ein letztes (noch einmal dasselbe etwas anders gewendet): Unsere Kommunikation muss kontextuell sein. Was ist das? Nun, was es bedeutet, vom Gast her zu denken, klingt einfach. Es gibt *den* Gast. Singular. In Wahrheit gibt es zig Gäste. Vielleicht haben wir es hier mit vorwiegend einer ›Sorte‹ zu tun, aber morgen schon wieder mit anderen. Und was es bedeutet, dass sich Gäste bei uns wohlfühlen, unterscheidet sich dann hier massiv von dort. Was hier, z.B. in einer Veranstaltung für Uni-Angehörige passt (sagen wir z.B. eine lange Phase für kritische Diskussion), kann dort, z.B. bei einem Event für jungen Familien ein Desaster sein. Das ist aber noch die leichtere Übung. Kontextuell ist unsere Kommunikation, wenn wir uns wirklich in einen Kontext vertiefen. Jesus wurde Mensch, aber mehr noch wurde er ein jüdischer Neugeborener in prekären Verhältnissen unter römischer Fremdherrschaft. Paulus wollte gerne allen alles werden, um möglichst viele zu gewinnen (1 Kor 9,16–23). Wenn wir es ernst meinen, dann müssen wir tief in die Lebenswelten der Menschen eintauchen, uns mit ihnen verbinden und ihr Denken und Fühlen, ihr Fürchten und Hoffen, ihr Trauern und Feiern, ihre Werte und ihren Hass, ihre Art zu lieben und ihren Ehrgeiz im Leben kennen, respektieren, verstehen. Und dann müssen wir mit ihnen suchen und fragen: Was würde denn Jesus davon halten? Welchen Trost hätte er für euch? Wo würde er euch herausfordern? Was hieße es, hier und heute an Jesus zu glauben? Inwiefern unterschiede sich das von anderen, die hier und heute an Jesus glauben? Wo findet Jesus Wertvolles und Gutes in diesem Kontext, und inwiefern müssen wir, die wir evangelisieren, uns von diesem Kontext belehren und verändern lassen, weil wir im Spiegel dieser Menschen unsere Schwächen und Fehler erkennen? John Stott, der große anglikanische Theologe, hat einmal gesagt, dass unser Zeugnis von Jesus in zweierlei Hinsicht scheitern kann: Es kann wie eine Brücke sein, die nirgends hinführt. Das wäre ein evangelistisches Zeugnis, das keinen Bezug hätte zum konkreten Leben der Menschen, die wir erreichen möchten. Es kann aber auch wie eine Brücke sein, die nirgendwo herkommt. Das wäre eine evangelistische Rede, die zwar bunt und kenntnisreich vom Leben spricht, aber nicht mehr zu sagen weiß, aus welcher Not der Gekreuzigte und Auferstandene denn nun retten soll.⁶

Soviel zu unserer Haltung und unserem Stil.

Unsere Haltung sei Demut und Freude: Wegweisung, Bitte und Machtverzicht. Unser Stil sei höfliche Gastfreundschaft, die vom Gast her denkt, anfänglich kommuniziert, den ganzen Menschen sieht und sich auf spezifische Kontexte einlässt.

⁶ Vgl. John Stott (1994), 137–144.

Ach ja, eins noch: Wenn Sie jetzt sagen, dass ja noch gar keine Gäste da sind, auf die man so viel Rücksicht nehmen müsste, dann entgegne ich: Wir müssen jetzt üben, so gastfreundlich zu sein, damit sie eines Tages kommen können.

Jetzt haben wir noch ein Kapitel vor uns, das es in sich hat: Die langen Wege der Gemeinde.

III. Das ›Wie‹ der Evangelisation: Weite Wege

Es gibt jetzt noch eines, was wir verstehen müssen, wenn uns das ›Warum‹ klar geworden ist, und wir das ›Wie‹ als Haltung und Stil verstanden haben. Simon Sinek sprach ja von ›actions‹. Woran ist denn da zu denken? Nun haben wir ja heute noch zahlreiche Workshops vor uns, die uns mögliche ›actions‹ in Hülle und Fülle vorstellen werden. Ich werde darum mit drei abschließenden Überlegungen zum ›Wie‹ fortfahren – die freilich die Sache nicht einfacher machen. Insgesamt steht dieser letzte Teil ja unter einer schweißtreibenden Überschrift: ›Weite Wege‹.

Sprechen möchte ich 1. über das Problem, in Kontakt zu kommen und Vertrauen zu gewinnen, 2. über denkbare Medien der Evangelisation und 3. über konversive Wege.

1. Kontakt und Vertrauen

Es ist heute nicht meine Aufgabe, einen Überblick über die Lage der Kirchen und des christlichen Glaubens zu geben. Also: keine Horrorgeschichten über Kirchenaustritte, Finanzprobleme und sterbende Kirchengemeinden. Es geht jetzt nur um eine Folge der gewaltigen Bewegungen, die seit der Aufklärung mit zunehmender Geschwindigkeit über Westeuropa hinweggehen. Und diese Folge können Sie selbst täglich wahrnehmen: Es ist die zunehmende Säkularität zunehmend vieler Menschen, die u.a. der Philosoph Charles Taylor beschrieben hat. Es ist Säkularität als Mehrheitskultur.⁷ Säkularität, damit meine ich: Menschen leben ihr Leben zufrieden und erfüllt ohne religiösen Bezug. In ihrem Alltag spielt der Gedanke an Gott keine Rolle. Kirche sehen sie mit Respekt als diakonische Einrichtung oder Träger einer ehrwürdigen Kultur, aber nicht als Heimat eines Glaubens, der für sie von größter Wichtigkeit wäre. Zunehmend mischen sich auch kritischere Töne ein: Der Vertrauensverlust der Kirche durch die Missbrauchsskandale und deren Vertuschung ist immens. Man kann den Eindruck gewinnen: Christlicher Glaube ist auf dem Rückzug. Aktive Christen werden zu einer religiösen Minderheit. Öffentliches Leben funktioniert auch weitgehend ohne Religion. Und dies alles, was ich als Säkularität bezeichne, nimmt: von Generation zu Generation. Gewiss gibt es Ausnahmen, volkswirtschaftliche Restbestände, Gegenden mit starker katholischer Prägung. Aber das ist eben – die Ausnahme.

Sie mögen jetzt sagen: »Naja, der hat vielleicht zu lange in der ehemaligen DDR gelebt, aber hier in Österreich oder auch jenseits der Grenze in Bayern und Württemberg ist doch bei allen Problemen die kirchliche Welt noch in Ordnung.« Mag sein, aber in den letzten 30 Jahren ist das säkulare Konzept Ost sehr erfolgreich auch in den Westen exportiert worden. Man hoffte, der Osten würde sich nach 1989 dem Westen angleichen, aber am Ende entwickelt sich – unter veränderten politischen Rahmenbedingungen - der Westen religiös in Richtung Osten, nur ohne die politische Benachteiligung der Christen.

⁷ Vgl. Charles Taylor (2010).

Warum sage ich das hier? Ich sage es hier, weil es nach meiner Wahrnehmung für uns Christen immer schwerer wird, im Blick auf den christlichen Glauben die Aufmerksamkeit, das Interesse und die Offenheit zu vertieftem Gespräch bei unseren nicht-kirchlichen, religiös unmusikalischen oder bloß äußerlich verkirchlichten Mitmenschen zu finden. Wir können beliebte Kollegen, freundliche Nachbarn und geschätzte Sportskameraden sein – Religion ist kein Thema. Und manchmal scheint es sogar eine beiderseitige stille Verabredung zu geben, dass wir darüber nicht sprechen. Wann haben Sie das letzte Mal mit einem nicht-kirchlichen Mitmenschen zwanglos über Gott gesprochen, ohne dass es ›komisch‹ wurde? Zuweilen liegt es auch an unserer Schüchternheit, über den Glauben zu sprechen. Zuweilen prallen unsere Einladungen und Hinweise an einer Gummiwand ab. Gummi, nicht harter Beton, aber ebenso abweisend. Im Ergebnis bedeutet das: Unsere evangelistischen Bemühungen scheitern an der unsichtbaren Grenze zwischen den kirchlich Aktiven und kirchlich noch Ansprechbaren hier und der Mehrheit der glücklichen Kirchenfernen und Glaubensindifferenten dort.

Man nennt das auch ›religiöse Indifferenz‹, also vollständiges Desinteresse an Glaubensfragen. Es gibt natürlich neben den Indifferenten noch die anderen: die aktiven Atheisten, mit denen man sich wenigstens streiten kann, und die religiös Kreativen, die auch mal zum Meditationskurs gehen oder Interesse am Buddhismus zeigen. Aber die aktiven Atheisten und die religiös Kreativen sind Minderheiten im Vergleich zu den schlicht Desinteressierten. Wenn unsere Einladung sie erreichen sollte, dann passiert das, was Menschen passiert, die – was ich überhaupt nicht verstehen kann – kein Interesse an Fußball haben, aber versehentlich beim Durchzappen auf die Sportsendung stoßen. Nahezu ohne jede innere Beteiligung zappen sie weiter zum ›Bergdoktor‹ oder zum ›Literarischen Quartett‹.

Ich schildere das so drastisch, nicht um uns die Laune zu verderben oder zu sagen, dass all unser Bemühen eh keinen Sinn ergibt. Weit gefehlt. Ich versuche nur zu zeigen, dass die Wege zu den Menschen weit sind. Und wir werden noch sehen: Die Wege mit den Menschen, wenn wir denn mit ihnen über den Glauben reden dürfen, sind noch einmal so weit. Ich sage das auch deshalb, damit wir nicht falschen Hoffnungen erliegen und immer an derselben Stelle enttäuscht sind. Unsere evangelischen Events überspringen nämlich nur in sehr bescheidenem Ausmaß die Mauer, die ich gerade beschrieben habe. Gegner der Evangelisation pflegen dann zu feixen, Freunde der Evangelisation suchen verzweifelt nach dem Gelungenen im Gescheiterten. Nüchterne Betrachter sagen: Einige wenige wirklich Fremde waren da, aber die Mehrheit stellten die Frommen.

Helmut Thielicke hat dasselbe schon vor vielen Jahren gesagt:

»Von den üblichen ‚volksmissionarischen‘ Bemühungen, die aus dem Kreis der konventionellen Gottesdienstbesucher in die säkularisierte Öffentlichkeit hineinwirken sollten, hielt ich zum Kummer vieler Freunde aus dem schwäbischen Pietismus nicht viel. Da fühlte sich in der Regel doch wieder nur das vertraute ‚kleine Häuflein‘ angesprochen – ich meine das nicht despektierlich! –, nur daß diese Minorität der Treuen aus vielen umliegenden Gemeinden zusammenströmte und durch diese Akkumulation den täuschenden Eindruck einer wirklichen ‚Ausdehnung‘ hervorrief.«⁸

Vor vielen Jahren hörte ich einen amerikanischen Jugendevangelisten von Young Life aus Österreich, der als Wahlspruch sagte: Das Recht, zu jungen Menschen zu sprechen, müssen

⁸ Helmut Thielicke (2007), 195.

wir uns erst verdienen.⁹ Ich weiß sonst nichts mehr von dem, was er sagte, aber als einen Schlüssel zu unserer Lage in einer säkularen Gesellschaft leuchtet mir dieser Satz immer mehr ein.

Es ist ein langer Weg.

Ich bleibe einmal auf der persönlichen Ebene. Wie sehen denn Etappen dieses Weges aus? Nun, ich glaube, dass vieles davon im Unscheinbaren und Verborgenen geschieht. Trotz der Gefahr, mich nun zu wiederholen und den Vortrag von gestern noch einmal zu halten, will ich doch an das kleine 1x1 der Evangelisation erinnern:

- Evangelisation beginnt mit der österlichen Freude, die ich nicht für mich behalten kann.
- Der lange Weg wird beschritten, indem ich meine Nächsten aus der Perspektive des Evangeliums betrachte: Sie, mit denen ich dauernd zu tun habe, und die religiös zu indifferent erscheinen, sind gleichwohl die verlorenen Töchter und Söhne des Vaters, Menschen, um deren willen Christus am Kreuz starb, alle miteinander bestimmt, als Kinder Gottes zu leben und das ewige Leben zu empfangen.
- Ein weiterer Schritt wird es sein anzufangen, für den einen oder die andere zu beten. Ich warne allerdings: Wer anfängt zu beten, muss auch damit rechnen, dass es persönlich ein bisschen ungemütlich wird, weil der Herr uns an der Erfüllung unserer Bitten beteiligen könnte.
- Wesentlich aber ist es wohl, Menschen absichtslos zu lieben. Ihnen Nähe, Unterstützung, auch Freundschaft zu schenken – ohne Hintergedanken. Für sie da zu sein, mit ihnen zu feiern, mit ihnen zu weinen und zu lachen. Das Leben teilen. Die Nagelprobe wird darin bestehen diesen Weg weiterzugehen, auch wenn der andere kein Interesse an unserem ›kirchlichen Hobby‹ zeigt, von dem er natürlich weiß. Dann wird sich zeigen, ob der andere nur unser ›Projekt‹ ist oder jemand, den wir lieben. Es gibt keine Erfolgsgarantie für diesen Weg. Es gibt nur die Verheißung Jesu, bei uns zu sein. Und beim anderen. Wir sind ja immer schon zu dritt unterwegs, auch wenn es der andere so wenig sieht wie einst die Jünger auf dem Weg nach Emmaus (Lk 24).
- Unterwegs werden wir uns aber auch nicht verstecken. Das sage ich jetzt mal so ganz tapfer, in der Hoffnung, dass es so ist. Oder wird. Wir können uns ja noch entwickeln. Dass und was wir glauben, kann ja in einer Beziehung, die sich vertieft, nicht verborgen bleiben. Vielleicht erzählen wir von einem Gottesdienst, oder wir sagen dem anderen, dass wir für seine schwierige berufliche Lage beten, oder wir wünschen ihm Gottes Segen und nicht nur alles Gute.
- Und wir warten auf und beten um den Kairos, den rechten Zeitpunkt, wo es mehr werden kann, nach 6 Monaten, 6 Jahren oder einer kleinen Ewigkeit. Wo eine Einladung zu einem Glaubenskurs auf fruchtbaren Boden fällt. Wo ein Gespräch über Gott nicht mehr an der Oberfläche bleibt.
- Und das ist nun eine andere grundsätzliche Überzeugung, die auch durch unsere Studie, wie Erwachsene zum Glauben finden, empirisch gedeckt wird. Wo es solche persönlichen Beziehungen gibt, da ergeben auch unsere schönen, gastfreundlichen Veranstaltungen Sinn. Aber sie sind dann nicht mehr die isolierte evangelistische Aktion, sondern

⁹ »Seit 1941 gehen Young Life Leiter in die Lebenswelt von Jugendlichen, um sich das Recht verdienen, in einer anstrengenden und aufregenden Welt gehört zu werden und in ihr Leben sprechen zu können.« <https://younglifedeutschland.de/ueber-young-life/> – aufgesucht am 22. April 2023.

sie assistieren unserer alltäglichen Mission. Die spannende Frage ist, ob wir dazu bereit sind. Und vielleicht merken Sie: Das Thema rückt uns ungemütlich nah auf die Pelle.

2. Der lange Weg zum Glauben und im Glauben

Diesen Gedanken kann ich hier und heute nur andeuten. Wir würden ja sagen: Evangelisation zielt darauf, dass Menschen zum Glauben kommen. Sie sollen entweder zum ersten Mal ihr Leben Gott anvertrauen. Oder sie sollen ihren Glauben nicht als gelegentliche fromme Übung, sondern als Mitte ihres Daseins verstehen. Man hat früher den Blick ganz stark auf diesen Moment gerichtet. Den Tag der Bekehrung. Die Stunde der Entscheidung. Auch da glaube ich, dass das nicht grundsätzlich falsch ist. Es gibt – oft eher im Rückblick – diese Meilensteine im Glaubensleben, den Tag, an dem uns etwas klar wurde, die Veranstaltung, in der wir Sehnsucht nach Gott empfanden, das Gespräch, in dem wir eine Altlast am Kreuz niederlegten, das Gebet, in dem wir die Richtung unseres Lebens änderten. Ich möchte diese Momente nicht klein reden.

Aber: Wir wissen, dass wir nicht nur auf diesen Punkt schauen dürfen, und das hat zwei Gründe:

1. Wir wissen heute sehr genau, dass diese Meilensteine, diese wichtige Momente Teil eines längeren Weges sind, nicht etwa Entscheidungen, die sozusagen vom Himmel herab fallen. Wir haben über 500 Erwachsene befragt, die als Erwachsene zum Glauben fanden. Bei der Hälfte der Probanden dauerte dieser Weg zum Glauben fast 6 Jahre.¹⁰ Für uns als Begleitende oder auch als Gemeinden bedeutet das: Wir brauchen einen langen Atem, wenn wir Menschen auf diesem Weg begleiten. Und wir sollten überlegen, welche Impulse wir von Zeit zu Zeit setzen können, um diesen Prozess zu fördern. Ob z.B. jetzt ein Glaubenskurs hilfreich wäre oder auch die Einladung mitzuarbeiten oder aber ein persönliches Gespräch.
2. Und wir wissen, dass es mit einer ›Entscheidung‹ nicht getan ist: Jesus gibt nicht den Auftrag ›zu bekehren‹; er gibt den Auftrag, Menschen in die Nachfolge Jesu einzuführen, sie also zu Jüngerinnen und Jüngern zu machen. Deshalb gehören in unsere Definitionen von Evangelisation immer die nächsten Schritte mit hinein: Wie finden Menschen in die Gemeinschaft hinein? Wo und wie können sie lernen, wie die Grundvollzüge des Lebens eines Jüngers aussehen: beten, auf Gott hören, mit anderen zusammen sein, dienen, Zeugnis geben usw. Zum ›Wie‹ der Evangelisation gehört also immer auch der anfängliche Weg in die Nachfolge, in lebendiges und mündiges Christsein hinein.

3. Medien der Evangelisation

Wenn ich jetzt noch über Medien der Evangelisation spreche, so könnte ich nahezu in jedem Fall diese Etappen eines langen Weges wiederholen. Aber ich möchte jetzt von der individuellen Ebene weg hin zur gemeindlichen Ebene. Was können wir als Gemeinden tun? Nun, welche Formate es gibt, werden wir ja in den Workshops heute noch erkunden. Ich möchte tatsächlich auf zwei andere Aspekte hinweisen.

¹⁰ Vgl. zur Studie ›Wie finden Erwachsene zum Glauben?‹: Johannes Zimmermann und Anna-Konstanze Schröder (2010)

3.1. Die Gemeinde und ihre missionarische ›Grammatik‹

Wenn wir mit Veranstaltungen Probleme haben und nicht alle Last dem einzelnen Christen auflegen wollen, dann bleibt uns eines: zu verstehen, dass die eigentliche Trägerin der Evangelisation die Gemeinde ist. Lesslie Newbigin sagt es so:

»Wie ist es möglich, dass das Evangelium glaubwürdig ist und die Menschen glauben, dass die Macht, die das letzte Wort im menschlichen Leben spricht, durch einen Mann am Kreuz repräsentiert wird? Ich behaupte, dass die einzige Antwort, ja die einzige Hermeneutik des Evangeliums, eine Gemeinschaft von Männern und Frauen ist, die das glauben und danach leben.«¹¹

Die Gemeinde ist es, die das Evangelium für andere zugänglich, interessant und verständlich ist. Sie bezeugt und demonstriert, wer Jesus ist und was es bedeutet, an ihn zu glauben und mit ihm zu leben. Sie ist damit die erste und vornehmste Evangelistin! Ihr Leben, ihr Zeugnis.

Nun sagen manche: Wenn einzelne Christen und die Gemeinde als ganze das doch so prima hinkriegen, dann brauchen wir doch keine Events mehr, kein ProChrist, keine Glaubenskurse oder Gästegottesdienste. Das sehe ich anders. Wir brauchen die Events, denn sie machen das Evangelium öffentlich. Das Evangelium ist kein Geheimkult, nichts Verborgenes, das man nur durch Einführung in eine verborgene Gemeinschaft kennen lernen kann. Es ist öffentlich. Es darf nicht davon abhängen, ob ich zufälligerweise einen Christen kenne, dass ich auf das Evangelium aufmerksam gemacht werde. Und wenn ich mit dafür interessiere, muss ich nicht denken, nur der höchst privaten Meinung eines Mitmenschen zu begegnen. Das Evangelium ist öffentlich. Also: Wir brauchen Events.

Aber es ist nicht wie früher! Früher unterstützte die Gemeinde den Evangelisten in seinem Dienst. Gemeinde assistiert dem, worauf es ankommt: der Predigt des Evangelisten! Heute ist es genau umgekehrt: Das evangelistische Event, der anreisende Evangelist assistiert der Gemeinde. Die Evangelistin ist die Gemeinde, der Gastredner unterstützt die Gemeinde!

Und bei der Gemeinde müssen wir zwei Bewegungen unterscheiden: die von innen nach außen und die von außen nach innen. Gehen wir zuerst zur Bewegung von innen nach außen:

Der folgende Gedanke stammt aus der anglikanischen Kirche. Auch dort war deutlich geworden, dass es unfassbar schwer ist, die wirklich unkirchlichen Mitmenschen für eine Begegnung mit der christlichen Botschaft zu erwärmen. Nüchtern sah man, dass alles, was wir klassisch als Evangelisation verstehen, vor allem die erreicht, die längst gewonnen sind, oder aber die, bei denen wir noch an irgendeine positive Erfahrung mit Kirche und Glauben anknüpfen können. Die ›hard core‹ Indifferenten setzen sich mehrheitlich (es gibt Ausnahmen) nicht in eine ProChrist-Veranstaltung, einen Glaubenskurs oder einen Gästegottesdienst (was nicht bedeutet, dass man das alles lieber lassen sollte!!).

Anders ist es da, wo Christen noch einmal neu aufbrechen. Als ganze Gemeinde, als Gruppe, als neue Gemeinschaft, die auf dem Weg ist, Gemeinde zu werden. Als Erprobungsraum. Als fresh expression of church. Als christliche Kommunität. Als Jugendkirche. Als diakonische Dienstgruppe.

¹¹ Lesslie Newbigin (2017), 262.

Es ist dabei völlig offen, was solche Aufbrüche genau machen. Die neuen ›Texte‹, die sie in das kirchliche Leben hineinschreiben, sind höchst verschieden und auch schwer vorherzusehen.

Aber die ›Grammatik‹, mit der sie Worte zu neuen Texten verknüpfen, ist immer dieselbe.¹² Diese ›Grammatik‹ erinnert schon von Ferne an die Schritte, die ich eben für den einzelnen Christen aufzeichnete, aber jetzt geht es um ganze Gemeinden oder Teams von Christen:

- Nehmen wir als Beispiel noch einmal unsere Arbeit in Greifswald. Ein Teil unseres Teams wohnte preisgünstig in einer alten DDR-Plattenbausiedlung. Und es dauerte nicht lange, bis sie merkten, dass das kein zufälliger Wohnsitz war, sondern eine Herausforderung und Gelegenheit. Sie fingen an, auf Gott zu hören und zu fragen, wozu Gott sie in diesem Viertel wohl rufen würde. Sie waren bereit, sich herausfordern zu lassen. Und so wie sie anfangen auf Gott zu hören, fingen sie auch an, auf ihr Umfeld, ihren Sozialraum, ihre Lebenswelt zu schauen – und hinzuhören. Sie bemerkten (wohl jetzt erst), wie viele Kinder im Viertel die meiste Zeit sich selbst überlassen waren. Und nun kam eins zum anderen. Hören auf Gott und Hören auf das eigene Umfeld verbanden sich zu einer neuen Berufung: Sie fragten Eltern im Viertel, ob sie mit den Kindern spielen, eine Kindergruppe gründen, als christliche Gruppe ihnen auch Geschichten erzählen dürften. Sie durften.
- Mit der Zeit sahen sie immer mehr, woran es fehlte. Ihre Frage war nicht: Wie werden wir eine erfolgreiche Gemeinde? Ihre Frage war: Wozu werden wir hier gebraucht? Was bewegt Gott hier und sollte darum auch uns bewegen? Wo können wir dazu beitragen, Menschen das Leben zu erleichtern? Nächste Schritte waren eine Schularbeitenhilfe für Kinder und Jugendliche. Eine Kurzfreizeit für Kinder, die noch nie Urlaub erlebt hatten. Nichts Spektakuläres. Dienen und dasein.
- So entstanden Beziehungen. Man lernte einander kennen und schätzen. Die Bewohner im Viertel merkten, dass diese Christen wirklich hier lebten. Mit ihnen, Flur an Flur. Und blieben. Irgendwann wurde ein Bauwagen angeschafft und für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen umgebaut. Eine Wohnung wurde angemietet für weitere Treffen, für Einladungen zum Kaffeetrinken, als Ort für das gemeinsame Gebet, als Platz für Seelsorge.
- Und von Anfang war es dem Team ein Anliegen, dass die Bewohner im Viertel in Kontakt mit dem Evangelium kämen und den Glauben an Jesus kennenlernten. Im persönlichen Gespräch. Im Gebet für Kranke. Und dann auch durch besondere Events: z.B. ein Krippenspiel am Heiligabend auf dem ALDI-Parkplatz und ein großes Osterfeuer am Karfreitag (mit Hilfe der örtlichen Feuerwehr). Mit kleinen Konzerten im Innenhof mehrerer Plattenbauten. Mit adventlichen Lichteraktionen.
- So nahm allmählich eine Gemeinde Gestalt an. Gottesdienste werden auf einer großen Wiese gefeiert, im Winter in einer nicht mehr genutzten Turnhalle.

Nach diesem Muster haben sich in England, aber auch in Holland und inzwischen auch in anderen Ländern missionarische Gemeinden neu gebildet: als Jugendkirchen, in sozialen Brennpunkten, als ›Kirche kunterbunt‹ für Familien usw.

¹² Vgl. Michael Moynagh (2012), 205–221. Vgl. auch Hans-Hermann Pompe, Patrick Todjeras und Carla J. Witt (2016). Zur Kirche Kunterbunt vgl. Reinhold Krebs und Sabine Scramek (2019). Zu den Erprobungsräumen vgl. Thomas Schlegel und Juliane Kleemann (2021).

Das Geheimnis dieser Aufbrüche ist, dass sie ›Aufbrüche‹ sind: Es geht hinaus. Und es steht nicht eine Veranstaltung am Anfang, kein Gottesdienst, keine Evangelisation, kein Glaubenskurs. Am Anfang steht die Frage: Was will Gott hier und heute? Und was braucht dieser Sozialraum, in dem wir verankert sind? Es ist – mit traditionellen Begriffen – eine Gehstruktur, keine Komm-Struktur. Es ist nicht ein kirchliches Interesse, das Menschen hier antreibt, weder der Wunsch, eine erfolgreiche Gemeinde zu werden, noch die Hoffnung, die strauchelnde Kirche zu stabilisieren. Es ist ein Aufbruch um Gottes und der Menschen willen. Und ja, ich weiß, dass sich das nicht ausschließt, aber es ist doch etwas anderes, ob das eine oder das andere am Anfang steht.

Weiter: Es ist oft ein diakonischer Ansatz. Aber es ist kein isolierter Ansatz wie häufig im kirchlichen Leben, wenn die einen evangelisieren und die anderen diakonisch wirken, sich das eine aber mit dem anderen nie berührt. Es ist kein isolierter, sondern ein integrierter Ansatz. Und der lebt vom ›Warum‹, von der österlichen Freude an Jesus Christus und von der Bereitschaft, ihm dahin zu folgen, wohin er uns vorangeht.¹³

3.2. Dennoch auch das: Gemeinde als Evangelisation

Bis hierher ist das, was ich Ihnen gesagt habe, sozusagen ›common sense‹. Das ist das, was im Augenblick die Debatten über Mission, Evangelisation und Gemeindeentwicklung bestimmt. Wenn man sie überhaupt führt und nicht der Meinung ist, es könnte ruhig alles so bleiben wie es ist.

Ich will aber zum Ende hin noch etwas dazu (nicht dagegen) setzen. Ich glaube weiterhin, dass nicht nur die mutig aufbrechenden neuen Gemeinschaften evangelistisches Potenzial haben, sondern auch unsere ›normalen‹ Gemeinden. Ich bin davon überzeugt, dass Gemeinden, deren Haltung demütig ist und deren Stil gastfreundlich ist, Menschen anziehen können. Ich bin davon überzeugt, dass Gemeinden, die aufs Neue das ›Warum‹ entdecken, sich innerlich so erneuern, dass sie einen Blick für Menschen bekommen, die in ihrem Umfeld leben, ansprechbar sind, nach Trost, Sinn oder tatsächlich nach Gott suchen. Darauf warten angesprochen zu werden. Ich bin davon überzeugt, dass liebevoll gestaltete Gottesdienste, gute Predigten, lebendige Anbetung und starker Kirchenkaffee attraktiv sein können. Ich bin davon überzeugt, dass Menschen durch trostreiche Bestattungen und ermutigende Trauungen zu mehr verlockt werden können als zu punktuellen Kontakten, wenn denn die Gemeinden auch mehr bereit hält. Ich bin davon überzeugt, dass eine Gemeinde, deren Anbetung lebendig und lebhaft ist, Menschen anzieht – wie auch eine Gemeinde, die den guten Ruf hat, dass die Christen sich kümmern, auch wenn es kein anderer tut. Das alles kann – ich wiederhole mich – evangelistisches Potential haben.

Im Kern geht es darum, dass uns das Evangelium aufs Neue begeistert und beunruhigt, zu Gott zieht und tief erfreut – und dann zu unserem Nächsten treibt. Martin Luther kennzeichnet so das Christenleben: Der Christ lebt nicht bei sich selbst, sagt er am Ende seiner Schrift Von der Freiheit eines Christenmenschen. Er lebt im Glauben in Christus, und er lebt in der Liebe beim Nächsten. Und genau so ist er und mit ihm die Gemeinschaft derer, die im Glauben und in der Liebe leben – evangelistisch!!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

¹³ Vgl. Rowan Williams (2016).

Bibliografie

- Krebs, Reinhold und Scramek, Sabine (Hg.): Kirche kunterbunt. Neue Ideen für Gemeindeentwicklung mit Familien. Neukirchen-Vluyn 2019
- Moynagh, Michael: Church for every context. An introduction to theology and practice. London 2012
- Newbigin, Lesslie: Das Evangelium in einer pluralistischen Gesellschaft. Neukirchen-Vluyn 2017 (BEG-Praxis)
- Pompe, Hans-Hermann, Todjeras, Patrick und Witt, Carla J. (Hg.): Fresh X. Frisch. Neu. Innovativ: Und es ist Kirche. Neukirchen-Vluyn 2016 (BEG-Praxis)
- Schlegel, Thomas und Kleemann, Juliane (Hg.): Erprobungsräume. Andere Gemeindeformen in der Landeskirche. Leipzig 2021 (midiKontur (mK) Bd. 2)
- Sinek, Simon: Start with WHY. How great leaders inspire everyone to take action. München 2009
- Stott, John: Between two worlds: The challenge of preaching today. Grand Rapids 1994
- Taylor, Charles: Ein säkulares Zeitalter. Frankfurt/M. 2010
- Thielicke, Helmut: Zu Gast auf einem schönen Stern. Erinnerungen. Gießen 2007
- Williams, Rowan: Being disciples. Essentials of the Christian life. Grand Rapids und London 2016
- Zimmermann, Johannes und Schröder, Anna-Konstanze (Hg.): Wie finden Erwachsene zum Glauben? Neukirchen-Vluyn 2010 (BEG-Praxis)